

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 43 (1939-1940)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Das Wunder des Franziskus-Brunnen : eine Legende  
**Autor:** Steinitz-Metzler, Gertrud  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-668983>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

schäftigt. Auch an seiner Freundin Charlotte Bolland ging er abwesend vorüber.

Sie folgte ihm — und sah den Dichter und Philosophen, in Gedanken verloren, vor dem Schaufenster eines Herrengeschäfts stehen. Sie legte die Hand auf seinen Arm und sagte verwundert: „Guten Tag, Denis!“

Diderot erschrak, als sei er bei einem Unrecht ertappt worden. Ein wenig hilflos lächelte er die geliebte Frau an.

„Willst du am Ostermorgen mit mir frühstücken, Sophie? Gaston wird auch kommen. Ich habe eine Überraschung für euch.“ Er ließ Sophie Bolland verblüfft zurück und sprang in einen Wagen, der langsam am Rand der Straße entlangfuhr.

Der Kutscher fragte Diderot, wohin er ihn fahren solle. Diderot wußte es nicht. Aber nach einer langen Unterhaltung mit dem Kutscher hielt der Wagen vor einer Reihe von Geschäften.

Ein Käppchen und eine Hausjacke aus rötlichem Sammt, die sich vor den Saffianpantoffeln nicht zu schämen brauchten, wurden gekauft. Dann ein goldgerahmter Spiegel und eine sil-

berne Blumenschale, die — mit Narzissen gefüllt — den Kamin schmücken sollte.

Diderot brachte alles nach Hause und ließ es aufstellen. Mit Wohlbehagen betrachtete er seine Einkäufe, die nun aber nicht mehr zu der alten Umwelt passen wollten. Er fuhr noch einmal weg, und immer neue Dinge fielen Diderot ein, die in seinem Kleiderschrank und in seiner Wohnung alt und häßlich geworden waren oder ganz fehlten. Als es Abend wurde, hatte Diderot achtzehntausend Livres ausgegeben — alles, was er an barem Geld besaß.

In seinem verwandelten Arbeitszimmer empfing er am Ostermorgen strahlend seine beiden Gäste. Er schlug dem erstaunten Gaston kräftig auf die Schulter: „Die Saffianpantoffeln sind schuld daran, mein Junge!“

Gaston lachte, als er sah, was er mit den Pantoffeln angerichtet hatte.

Als Diderot die Geschichte dieses verhängnisvollen Ostergeschenks ein paar Tage später in einem Kaffeehaus erzählte, sagte der alte, als Geizhals bekannte Adolf Junet: „Der arme Diderot! Geschenke bringen nicht immer Glück. Mein Grundsatz: aus Menschenfreundlichkeit keinem etwas zu schenken, ist wieder bewiesen...“

B. F.

## Das Wunder des Franziskus-Brunnen.

Eine Legende von Gertrud Steinig-Megler.

Mondlicht silbert über die Piazza Sant' Angelo. Die Häuser stehen ernst und verschlossen, und es ist so still, daß man die Wasserstrahlen plätschern hört, die von dem zwölfeckigen Steinbecken des Franziskus-Brunnens in die beiden Erdbecken fallen. Der Frühlingwind flüstert in den Bäumen, deren Schatten sich filigranartig auf das Pflaster legen. An dem Steinbecken des Brunnens steht eine dunkle Gestalt im Mönchsgewand. Ihre linke Hand ruht auf dem Stein, die rechte ist segnend und zugleich beschwörend, ein wenig erhoben. Im ungewissen Licht der Mondnacht könnte ein Fremder den Mönch für einen Menschen aus Fleisch und Blut halten, der soeben von der Straße her an den Brunnen trat; in Wahrheit ist die Gestalt am Brunnenrand eine wundervolle Bronze-Plastik des heiligen Franziskus von Assisi. Es sieht aus, als sei er soeben im Begriff, den Fischen zu predigen, als spräche er zu den Bronze-Vögeln, die ihm gegenüber auf dem Brunnenrand sitzen. Kein Sitter trennt den Heiligen von der Straße. Demütig und für jeden

erreichbar, steht er da, inmitten der Piazza Sant' Angelo.

Über den nächtlich-stillen Platz trottet gemächlich ein Hund; ein kleiner, struppiger Köter mit hängenden Ohren, kurzer Schnauze und einem Stummelschwänzchen. Es ist Strolch, der Herrlose. Der Name, den er trägt, wurde ihm nicht von einem Menschen gegeben. Unzählige Menschen waren an dieser Namengebung beteiligt: die Marktfrauen, zwischen deren Körben er nach Futter suchte, die Fischhändler, von deren Ständen er gelegentlich etwas zu stehlen versuchte, die Gassenjungen, die er darum bat, ihn mitspielen zu lassen. Sie alle hatten ihm den Namen „Strolch“ gegeben. „Marsch weg, du Strolch!“ schrien sie, wenn er auftauchte.

Er war daran gewöhnt, daß man ihn allerorten verjagte. Es kränkte ihn nicht. Er hatte ein unerschütterliches Selbstbewußtsein, und man konnte ihn nicht so leicht treffen. Genau besehen, konnte er es sich auch leisten, selbstbewußt zu sein. Viel eher konnte er es sich leisten als die anderen

Hunde, die unter des Menschen Obhut standen und so hoffärtig waren — man wußte nicht weshalb. Worauf bildeten sie sich etwas ein? Sie leisteten doch nicht das Allergeringste. Nicht einmal ihr Brot verdienten sie sich selbst, es sei denn, daß sie die Schmeicheleien, mit denen sie den Menschen umgaben, als eine besondere Art von Broterwerb ansahen.

Strolch verachtet diese Hunde. Er hat noch nie einem Menschen schöngetan. Er bettelt nicht um sein Futter, er erwirbt es sich; erwirbt es sich auf eine mühsame und oft gefahrbringende Art. Es gehört viel Verstand, Kühnheit und Geistesgegenwart dazu, sein Leben so zu fristen, wie Strolch es tut.

Sein Geist ist durch viele überstandene Gefahren geschärft, seine Wachsamkeit ohne Grenzen. Immer gilt es, auf der Hut zu sein; vor dem Schinder, der einen haschen will, vor dem Schlächter, der einem das Hackmesser nachwerfen kann, vor dem Fischhändler, der stets in eine irrsinnige Wut gerät, wenn man ihm ein einziges armseliges Fischlein rauben will. Strolch ist stolz, und er hat allen Grund, es zu sein. Soll ihm das alles einmal so ein Schoßhündchen nachmachen!

Da trottet er also über die Piazza Sant' Angelo. Er will zum nächsten Markt und sich dort hinter einer der vielen Kisten verstecken, bis die ausgeräumt werden. Dabei erwischt man immer ein Frühstück.

Strolch träumt von den Möglichkeiten des nächsten Tages und ist so versponnen in seine Träume, daß er das leise Surren eines heranahenden Kraftwagens zunächst nicht beachtet. Der kommt aus einer Seitenstraße, und der Lenker glaubt wohl, zu dieser Stunde der nötigen Obforgen entraten zu können, denn er gibt kein Zeichen. Rast daher mit unerlaubter Geschwindigkeit, und ehe Strolch sich retten kann, wird er vom Vorderrad des Wagens erfaßt...

Als der Hund wieder zur Besinnung kam, war der Mond längst hinter einem der Dächer verschwunden. Menschenleer und still lag die Piazza Sant' Angelo im ungewissen Licht der Sterne.

Strolch versuchte, sich zu erheben. Ein paar mal setzte er dazu an, aber bei jedem dieser Versuche verspürte er einen so fürchterlichen Schmerz, daß er es wieder aufgab. Es war, als schnitten Messer durch seinen kleinen Leib. Im Maul hatte er einen faden, süßlichen Geschmack. Das Blut rann von seiner Schnauze auf den Asphalt.

O weh! O weh! Mußte er hier liegen und verenden, mitten auf der Fahrbahn? Er versuchte wieder, sich zu erheben. Es ging nicht. Es tat zu weh. Fertig, vollkommen fertig ist es mit mir, empfand Strolch. Nicht einmal losheulen konnte er. Bei dem leisesten Versuch dazu krampften sich seine Eingeweide zusammen. Denken konnte er gar nicht mehr. In seinem Kopf war ein Gedröhn, als ob dort Steine gegeneinander rumpelten. O über dieses Elend!

Nie, nie zuvor hatte Strolch sich einsam gefühlt, nie unter seinem Ausgestoßensein gelitten. Nun empfand er plötzlich die grenzenlose Verlassenheit, der er anheimgegeben war, empfand sie zum erstenmal mit all ihrer grausamen Bitterkeit. In dieser furchtbarsten Stunde seines jungen Lebens, die wohl seine letzte sein würde, fühlte der Hund eine schmerzliche, brennende Sehnsucht nach eines Menschen Nähe, nach eines Menschen Hand. Alle anderen Hunde waren behütet und beschützt und geliebt, nur er, er allein von allen Hunden, lag einsam auf der Straße, auf der er verenden sollte...

Er hob den schmerzenden Kopf ein wenig. Vielleicht mußte er doch noch nicht zugrundegehen? Vielleicht gab es doch noch irgendeine Rettung? War denn da niemand?

Nein. Kein Mensch ging, kein Hund war zu sehen.

Vielleicht sollte man trinken? Dort rauschte doch ein Brunnen. Wasser! Vielleicht würde das Wasser helfen. Wasser war so gut. Wasser!

Er riß sich mit seiner letzten Kraft hoch. Der Schmerz nahm ihm fast die Besinnung. Aber er kam doch auf die Beine. Mühsam stolperte er vorwärts, verlor das Gleichgewicht, fiel, raffte sich wieder auf, torkelte weiter. Das Blut fiel in großen Tropfen von seiner zerschundenen Schnauze. Wasser! Wasser!

Da — was war das? Stand da nicht ein Mensch am Brunnen? — Ja. Ein Mensch! Er stützte sich mit der Hand auf den Brunnenrand und hielt den Kopf vorgeneigt, als spräche er zu den Fischen...

Strolch schleppte sich näher, torkelte, taumelte, fiel, raffte sich hoch.

Mensch, schau! Mensch — ich bin krank, ich blute. Und vielleicht muß ich gleich sterben. Mensch, bitte, Mensch, hilf mir doch!

Der Mensch regte sich nicht.

Trinken — trinken! Ja — aber wie? Wenn man sich vorbeugte über den Rand des Beckens,

das in die Erde eingelassen war, würde man unfehlbar von dem schweren, dröhnenden Kopf vornübergezogen werden und hineinfallen. Dann würde man ertrinken. Es ging nicht, ging nicht...

Mensch, sieh doch, Mensch, ich bin krank, ich blute. Ich habe Durst. Du mußt mir helfen, Mensch!

Der Mensch stand unbeweglich.

Strolch taumelte über den steinernen Steg, der die beiden Erdbecken auf dieser Seite trennt, taumelte über den Steinsteig, an dessen Ende der Mensch stand und in das Becken schaute. Strolch lehnte seinen armen kranken Körper an das Mönchsgewand, sank zusammen und legte seine Schnauze auf die Füße des Mannes. Es waren sehr kühle, regungslose Füße. Fühlte der Mensch nicht, wie das warme Blut darüber rieselte?

Der Hund nahm das bißchen Kraft zusammen, das noch in ihm war, und erhob seine Stimme. Ein klägliches Jaulen und Winseln brach aus der zerschundenen Schnauze. Es flehte um Erbarmen. Mensch! Höre doch, Mensch!

Da nahm der Mönch seine linke Hand vom Brunnenrand, wandte den Kopf und bückte sich zu dem Hund nieder. Behutsam nahm er den kleinen Körper in seine Arme und hob ihn hoch.

Strolch hielt ganz still. Der Mensch wird mir helfen! Der Mensch hat mich gehört!

Der Mönch setzte den Hund vor sich auf den Brunnenrand nieder, tauchte die Hand in das Wasser und wusch die blutige Schnauze ab. „Armer kleiner Bruder“, sagte eine dunkle, eingängige Stimme, „fürchte dich nicht. Gleich wird es gut sein, ganz gut, ja, ja, ganz gut...“ So beruhigend war diese Stimme und so ganz

anders, als irgend eines Menschen Stimme sonst. Nun tauchten die wundersamen Hände des Mönches in das Wasser, schöpften davon und boten es dem Tier. Kein Geschöpf hat je aus kostbarer Schale kostbarerem Trank geschlürft. „Trink, mein kleiner Bruder“, sang die dunkle Stimme, „trinke Leben und Gesundheit aus meinen Händen, im Namen des Herrn, der mich gesandt hat.“

Der Hund trank gierig und unersättlich. Er fühlte, wie alle Schmerzen einschliefen und wie seine Glieder kraftvoll und gesund wurden, wie sie es gewesen waren, ehe diese Nacht sich über die Stadt gesenkt hatte.

Als das Tier sich endlich sattgetrunken hatte, nahm der Mönch seine Hände zurück. Strolch sah auf, schaute ihm ins Gesicht. Das war mit einem demütigen, horchenden Ausdruck wieder über die Wasserfläche geneigt. Die linke Hand stützte sich auf den Brunnenrand, die rechte war segnend und zugleich beschwörend, ein wenig erhoben. Sprach der Mensch zu den Fischen?

Der Hund streckte seinen Kopf vor und leckte die schöne, kühle Hand, die auf dem Brunnenrand lag. Dann sprang er herab und trottete seinen Weg weiter. Er mußte sich nun eilen, damit er rechtzeitig auf den Markt kam. Aber von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schaute sich um. Und ehe er um die Straßenecke bog, bellte er, alle Vorsicht außer acht lassend, noch einmal dankbar und glücklich zurück zu Franziskus von Assisi, der inmitten der Piazza Sant' Angelo steht, durch kein Gitter von der Straße getrennt, demütig und für jeden erreichbar.

## Bücherchau.

**Jakob Bürki †: „Vo Härze“.** No öppis vom Wettergötti. Preis in Leinen gebunden, mit Radierung und Vierfarbenumschlag von Paul Wyß, Fr. 4.80. Verlag Emmenthaler-Blatt A.-G., Langnau.

Der bernische Volksdichter Jakob Bürki, unter dem Namen Wettergötti weithin bekannt, ist im Februar gestorben. Doch noch einmal erscheint er unter uns, noch einmal dringt seine gemütvolle, warme Stimme zu seinen Freunden, Lesern und Radiohörern. Aus seinem Nachlaß ist hier ein äußerst abwechslungsreiches Buch zusammen-

gestellt worden, das so recht die Eigenart des Verstorbenen widerspiegelt. In den teils launigen, teils ernsthaft betrachtenden Prosabeiträgen erkennen wir wieder das tiefe Gemüt und den feinen, schalkhaften Humor des Wettergötti, ebenso strahlt aus den Gedichten seine Wesensart hell und deutlich hervor. Das Buch ist der Abschluß eines reichen und segensvollen Lebenswerkes und fügt sich als willkommene Schlußgabe eines unserer besten Volksdichter würdig in den Reigen seiner bisher veröffentlichten Werke.